

Nr. 106. Bydgoszcz/ Bromberg, 11. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(11. Fortsetzung.)

Lotte fand es zwar ungeheuerlich und in jeder Beziehung bodenlos, daß er sie mit „Tag, Lottchen" begrüßte, aber sie hatte keine Gelegenheit, sich zur Wehr zu setzen, denn er fuhr sogleich fort zu reden und hütete sich wohl, ein zweites Mal frech zu sein, sondern er fragte mit einer wahren Stehkragenhöflichkeit:

„Und der Lenz, verehrte Dame? Was halten Sie davon?"

„Sozusagen, daß er eingetroffen ist."

„Und haben ihn bereits begrüßt? Ihre Reverenz gemacht?"

„Heut früh stand er plötzlich vor dem Fenster. Ich bat ihn, näherzutreten. Jetzt sitzt er in meinem Zimmer. Und riecht schön."

„Macht Appetit."

„Das weniger."

„Schon zu Mittag gegessen."

„Ich esse kein Mittag."

„Schlanke Linie?"

„Nein. Mittagessen macht faul. Ich muß nachmittags arbeiten."

„Sie sind also auch eine Schaffende dieser Erde?"

„Wieso auch?"

„Nur so. Was arbeiten Sie nachmittags, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe Stunde."

„Wann?"

„Um vier."

„Schade, daß Sie keinen Kaffee trinken."

„Hat niemand behauptet. Natürlich trinke ich Kaffee."

„Vor oder nach der Stunde?"

„Immer nach der Stunde, werter Herr. Erst kommt die Arbeit."

„Um viertel sechs also im Eden-Café, wenn ich richtig verstehe?"

„Nicht im Eden-Café. Dafür bin ich nicht angezogen."

„Aber! Das schöne Kleid von gestern!"

„Das war schön?"

„Wunderbar."

„Also gut. Hören Sie mal, waren Sie in der Kaiserallee?"

„Es war mein erster Weg. Alles ist geklärt. Mehr sag' ich jetzt nicht. Erst beim Kaffee."

„Und Kuchen, hoffe ich."

„Viel, viel Kuchen."

„Dann steht alles zum besten, mein Herr. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, Lottchen."

Ganz schnell hängte er ab, dieser freche Bursche. — — Und daraufhin tat Lotte etwas, was sie noch nie getan hatte. Sie schwänzte die Stunde. Völlig skrupellos tat sie es, als wäre es eine altvertraute Gewohnheit. Entlastend vor dem eigenen Gewissen wirkte, daß es keine Klavierstunde war, sondern nur die graue Theorie. Sie haßte diese Stunden sowieso, obwohl tragischerweise der lockenköpfige Professor Regenfuß sie für die beste Theoretikerin der Klasse hielt, ein Lob, das leider dazu verpflichtete, sich wirklich ernsthaft mit bezifferten Bässen zu beschäftigen. Zweitens hatte sie ihre Aufgabe noch nicht gemacht, wofür die Stunde von zwei bis drei vorgesehen war. Nicht vorgesehen jedoch war eine sehr erforderliche Maniküre sowie ein nicht weniger dringlicher Friseurbesuch. Die Entscheidung mußte daher zwangsläufig zuungunsten der grauen Theorie ausfallen, denn das Eden-Café war ohne Zweifel ein weit angenehmerer Aufenthaltsort als das kahle Klassenzimmer in der Bernburger Straße.

Unter völliger Mißachtung aller Quintenparallelen, Querstände und Terzverdoppelungen setzte sich Lotte ans Klavier und spielte eine eigene Komposition, wozu sie einen leicht verworrenen Text sang, der darauf hinausging, daß es draußen lenzte und sie darum die Stunde schwänzte, was allerdings ein Reim war, aber sogar Frau Eckerlin fand ihn nicht schön und warf einen vorwurfsvollen Blick durch den Türspalt.

Lotte holte ihr Manikürzeug, setzte sich ans Fenster, breitete ein Handtuch über ihre Knie und bearbeitete sehr ernsthaft ihre Fingernägel. Hin und wieder sah sie nach der Uhr, sie mußte noch zum Friseur.

*

Leonhard wagte es nicht, das Hotel zu verlassen, weil er auf die telegraphische Geldüberweisung aus Nizza wartete. Er ging jeden Augenblick zum Portier und sagte: „Falls etwas für mich kommt, ich bin im Schreibzimmer." — „Ich geh' jetzt in die Bar." — „Ich bin im Café. Falls etwas für mich kommt."

Aber Lucille Howard schien sich nicht zu beeilen mit der Absendung der Dollars. Sie konnte ja auch nicht ahnen, daß Herr von Schippenheil bereits auf dem letzten Loch pfiff. Das Café war noch leer. Leonhard kam wieder in die Halle zurück, setzte sich und betrachtete forschend jeglichen Uniformierten; aber es kam kein Telegrammbote. Er langweilte sich bald und wünschte jetzt doch, Lucilles Geschichte „Love me to night" zu lesen, wenn auch nur, um zu sehen, was so ein Geschöpf über die Liebe schrieb. Aber dann griff er nach einer Zeitschrift und las einen Aufsatz über Kakteen. Während des Lesens faßte er den Vorsatz, sich eine ausgebreitete Kakteenzucht anzuschaffen, sobald er ein seßhafter Bürger sein würde. Im nächsten Augenblick hatte er es aber bereits vergessen. Er erschrak fast, als der Portier plötzlich neben ihm stand und ihm ein Telegramm überreichte. Er riß es auf.

Liebling kein Geld. Viel Sehnsucht, eintreffe morgen abend Berlin, Edenhotel. Lucille.

Er zerknüllte das Telegramm und steckte es in die Tasche. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Das also war die Antwort. Kein Geld, viel Sehnsucht. Warum nicht umgekehrt? dachte er verdrossen. Er hatte wenig übrig für Wiederholungen. Wenn die Dinge an einem kleben blieben wie Kaugummi, wurden sie dünner und

dünner, bis nichts davon zurückblieb, was wert war, sich seiner zu erinnern.

Es wurde ihm sehr deutlich, daß er mit Lucilles Sehnsucht hier in Berlin wenig anzufangen wußte. Wenn Lucille Sehnsucht hatte, war es zunächst immer reichlich kostspielig. Zwar mußte sie seinem Telegramm entnommen haben, daß er zur Zeit nichts besaß, aber in solchen Dingen war sie fast noch zuversichtlicher als er selbst. Sie neigte dazu, ihr Schicksal immer dann vertrauensvoll in die Hände anderer zu legen, wenn sie selbst am Rande ihrer Lebensweisheit angelangt war. Zu gegebenen Zeiten mochte dies seinen Reiz haben, denn Lucille war die ideale Weggefährtin für kurze Strecken, wie Leonhard es ausdrückte. Aber wie die Dinge lagen, war der angekündigte Besuch nicht eben willkommen. Nicht nur wegen der Geldschwierigkeiten. Leonhard blickte nach der Uhr.

Es war gleich fünf.

Er lief in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Als er vor dem Spiegel sein Haar bürstete, fiel ihm ein, warum er sich auf Lucille nicht so recht freuen konnte. Er mußte seine Gedanken von weit herbeiholen. Es lag letzten Endes daran, daß sich die Welt weitergedreht hatte. Es lag daran, daß Lucilles Cocktail-party-Modernität nicht mehr „modern" war. Lucille verwechselte sich selbst mit einer Gestalt aus ihren Magazingeschichten. Sie lebte immer noch auf der Bühne einer Jazzrevue und merkte nicht, daß der eiserne Vorhang längst herabgelassen war. Was sie umgab, waren Kulissen. Sie blieb jung, weil sie sich beständig auf der Jagd nach dem Leben befand, das ihr just immer um eine Nasenlänge voraus war. Darum würde sie niemals das Kofferpacken verlernen. Sie war genau genommen, ein später Nachzügler der amerikanischen Frauenbewegung, die ihr die Tore jener Welt geöffnet hatte, in der sie jetzt umherlief wie ein verstörtes Huhn, beladen mit der Last der erkämpften Gleichberechtigung, die sich als eine Kanone entpuppte, die nach hinten losging. Leonhard lächelte, und während er sich das Haar bürstete, dachte er, wie weise die Natur doch war, daß sie Lucille von ihren eigenen Problemen nichts ahnen ließ.

Und dann dachte er plötzlich überhaupt nicht mehr an Lucille, er vergaß sie ebenso radikal wie alles andere, das eben noch seine Gedanken beschäftigt hatte.

Leonhard drückte Lottes Hand und es war ihm, als sähe er sie zum erstenmal. Er staunte über ihre Schulterbreite ebenso wie über ihre Schmalhüftigkeit. Da stand sie im Glanz der Lichter, von Blicken unberührt, umschmeichelt von süßen Zigeunerweisen, in ihrer dünnen Schlankheit, die langen Glieder engumschlossen von dem schmiegsamen braunen Wollkleid, und auf ihrem glatten tiefschwarzen Haar glänzten wie in einem Spiegel die Lichter. Verwundert über die Festigkeit ihres Handdrucks, erstaunt über den gelassenen Blick ihrer schmalen Augen und die große Sicherheit, mit der sie sich bewegte, fragte er sich verwirrt, ob dies das gleiche Wesen war, das ihm gestern in der Kinologe den Platz angewiesen hatte.

Lotte ging quer über die Tanzfläche, geradewegs auf einen leeren Tisch zu, der ihr günstig erschien und Leonhard, einige Schritte hinter ihr, blickte auf ihre dünne Taille und die locker bewegten Schultern, und er dachte, sie ist eine verwunschene Königstochter und kein Kinomädchen mit einer Taschenlampe. Er bewunderte Frauen, die überlegen, kühn und von klarer Intelligenz waren, unabhängig von allen kleinen Eitelkeiten eines weiblichen Gemüts, Frauen mit einem gefühlvollen Herzen in einer etwas angerauhten Schale, Frauen, die wirklich Humor besaßen und mit einer tiefen Stimme sprachen, braunhäutig waren, auf langen Beinen mit langen Schritten und festem Schuhwerk ausschritten, Männer nie ansahen, eigene Gedanken hatten und nichts krumm nahmen. Frauen, mit denen man Pferde stehlen konnte.

Und diesen Gedanken sprach er aus.

„Täuschung", erwiderte Lotte. „Ich kann auch sehr zaghaft sein. Gestern zum Beispiel kam ich mir richtig wie ein kleines Mädchen vor. Ich hatte Angst, Sie ahnen nicht, was für eine Angst ich hatte! Ich dachte, jeden Moment würde ein Mörder hinter einem Schrank hervorspringen und mich erschlagen." Sie lachte. „Ich bin denn auch gelaufen wie nie in meinem Leben. Man hätte direkt stoppen müssen, es war sicherlich ein Rekord, den ich gelaufen bin. Ich habe mich dann sehr geschämt."

„Angst haben mitunter auch Männer."

„Wären Sie denn auch so davongelaufen wie ich?"

„In diesem Falle wohl nicht. Ich hätte mich gleich davon überzeugt, daß die Frau nicht tot war. Aber ich habe andere Fälle erlebt, wo ich gelaufen bin. Es gibt Dinge, die sind einfach stärker als wir, und wer dann nicht läuft, ist ein Narr oder ein Selbstmörder. Nehmen Sie keine Sahne?"

„Nur Zucker. Aber ich will jetzt hören, was in der Kaiserallee los war. Sonst stehe ich auf und gehe nach Hause."

„Sie werden sehr enttäuscht sein." Er erzählte ihr von seinem Besuch bei Kilian. Er bemühte sich, möglichst ausführlich zu sein, denn er sah, wie gespannt sie ihm zuhörte.

Als er fertig war, sah sie ihn erstaunt an. „Na und? Weiter?!"

„Aus", sagte er. „Die Geschichte ist zu Ende."

„Und die Gräfin?"

„Mein Gott! Welche Gräfin?"

„Diese Walewska. die Ihnen den Brief geschrieben hat."

„Stojowska heißt sie."

„Und Sie glauben, daß sie verreist ist?"

„Warum soll ich es nicht glauben?"

Lotte schüttelte den Kopf. „Nein. Er hat sie ermordet, oder hält sie irgendwo versteckt. Das ist ein ganz böser Mensch. dieser Kilian. Ist Ihnen sein böses Gesicht nicht aufgefallen?"

Leonhard wehrte ab. „Sie sehen Gespenster. Warum etwas komplizierter machen, als es ist?"

Lotte nahm eine Zigarette aus seinem Etui, das auf dem Tisch lag. „Komisch", sagte sie und betrachtete sinnend sein Gesicht, „daß Sie so wenig scharfsinnig sind. Scharfsinn ist doch Logik. Die berühmte männliche Logik."

Er wußte wirklich nicht, was sie meinte. „Wieso?" fragte er verwundert.

Lotte stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und machte einen hohlen Rücken.

„Sehen Sie", sagte sie, „dieser Kilian hat doch gestern gelogen. Er sagte, er kenne eine rothaarige Frau überhaupt nicht. Heute gibt er zu, daß sie da gelegen hat, sagt aber nun wieder, daß sie verreist ist. Warum bleibt er nicht bei seiner gestrigen Behauptung?"

Leonhard zuckte die Achseln. „Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß es mir ziemlich gleichgültig ist, warum Herr Kilian nicht bei seiner Behauptung bleibt. Das ist Herrn Kilians Angelegenheit."

„Eben nicht", sagte Lotte. „Es ist Ihre Angelegenheit, Herr von Schippenheil. Und nur Ihre."

„Na, so was!" sagte Leonhard verdutzt.

„Sie vergessen den Brief. Es wäre doch unsinnig zu glauben, daß diese — —wie heißt sie? — diese Stojowska ihn nur aus Laune geschrieben haben sollte. Ihnen, den sie doch gar nicht kennt. Vergessen Sie nicht, daß diese Frau sich sehr genau über Sie erkundigt haben muß, sonst hätte sie nicht drei Tage nach Ihrer Ankunft in Berlin schon Ihre Adresse gewußt. Sie schreibt von einer Gefahr, die sowohl ihr als auch Ihnen drohe. Nun, ich kann Ihnen nur sagen, diese Frau hat nicht übertrieben. Denn einige Stunden nachdem sie den Brief geschrieben haben mag, lag sie blutüberströmt da. Ein Zufall? Ich glaube es nicht. Sie wußte sehr genau, was sie schrieb. Und es hat sie richtig auch erwischt. Nachdem ich Herrn Kilian gesehen habe, ist es mir völlig klar, woher ihr die Gefahr drohte und vor wem sie Sie warnen wollte."

„Sehr interessant", sagte Leonhard lächelnd. „Darf ich jetzt auch ein bißchen logisch sein?"

„Wenn es Ihnen gelingt."

„Passen Sie auf. Wir gehen von der — subjektiven — Voraussetzung aus, daß Kilian ein Schurke ist. Er will aus vorläufig nicht bekannten Gründen die Stojowska und mich ermorden. Die Stojowska erfährt es, und um mich ahnungsloses Lämmchen zu warnen, bestellt sie mich zu einer Unterredung. Logik einwandfrei. Aber jetzt: Wo soll diese Unteredung stattfinden? Ausgerechnet im Hause des bösen Schurken. Und wann? Ausgerechnet um Mitternacht, wenn sie genau weiß, daß der Schurke Kilian auch ganz bestimmt zu Hause ist. Warum nicht um zehn Uhr vormittags bei Kranzler? Wo ist da die Logik?"

„Nicht vorhanden", gab Lotte lachend zu. „Aber es ist keine Kunst, Fragen so zu stellen, daß man keine Antwort

darauf findet. Passen Sie auf. Wir gehen jetzt von der — subjektiven — Voraussetzung aus, daß Kilian ein ehrenwerter Mann ist. Seine Freundin schreibt Ihnen ohne sein Wissen einen Brief und bestellt Sie in sein Haus. Die Gefahr droht nicht von Kilian, sondern von einer anderen Seite, die wir nicht kennen. Auch Herr Kilian kennt sie nicht, denn Sie sagten ja selbst, daß er sehr verwundert war, als er von dem Brief hörte. Warum hat sie ihm nichts davon gesagt? Weil er es wahrscheinlich nicht wissen sollte. Dann aber ist es um kein Haar logischer, warum sie Sie in sein Haus kommen läßt, wo jeden Augenblick Herr Kilian hinzukommen kann, um sich zu erkundigen, was denn Herr von Schippenheil eigentlich um Mitternacht bei seiner Freundin sucht? Und eine halbe Stunde vor Mitternacht liegt sie wie tot da und am nächsten Morgen ist sie bereits frisch und munter verreist und Herr Kilian lächelt und weiß von nichts, denn er ist ja, wie Sie sagen, ein ehrenwerter Mann. Und ich frage Sie jetzt, was wollte diese Frau überhaupt von Ihnen, und Sie werden darauf auch keine Antwort finden."

Leonhard neigte sich vor. „Wissen Sie was? Sie ist hysterisch."

„Das dachte ich im ersten Augenblick auch, als ich den Brief las. Aber dann fand ich es doch kaum mehr glaubhaft, und jetzt, nach Kilians Hinundhergerede, erscheint es mir direkt absurd. Wäre diese Frau hysterisch, würde sie ganz andere Leute mit ihren Briefen belästigen. Warum ausgerechnet Sie ahnungslosen Heimkehrer? Nein, ich sage Ihnen, das ist keine harmlose Angelegenheit."

(Fortsetzung folgt.)

Flickschuster Battista.

Erzählung von Alfredo Panzini.

Bimm bamm, bimm bamm! läuteten die Glocken in den beiden Türmen von Sant'Ambrogio, und leise verklangen sie darauf, um die Heiligen in ihrem Schlaf nicht zu stören. Die äußeren Mauern jener Kirche von Mailand umschlossen einst eine traumhaft winzige Stadt aus stillen Häusern, umgeben von kleinen Gärten, verschlungenen Pfaden und engen Gäßchen. Und zwischen der Via Santa Valeria und Via Lanzone leuchtete das satte Grün der Platanen.

Diese alten Häuser und Platanen befinden sich heute nicht mehr dort; doch viel Neues und Schönes sah ich an ihrer Stelle. Um jenes ehrwürdige Gotteshaus zu ehren, hat man die alten Häuser niedergerissen und neue Bauten errichtet. Jedoch viele unsichtbare Fäden hatten einst die Kirche mit dem alten Gemäuer verknüpft, und diese Fäden sind nun zerrissen; die Kirche erscheint jetzt alt und überflüssig. Vielleicht will auch sie entschwinden . . .

Aber eines ist geblieben! Und ich staunte sehr darüber, als ich an jener Stätte die Pforte eines Hauses wieder erblickte, durch die ich oftmals gegangen war. Man schritt an einer Glastüre vorbei, hinter der ein Pförtner saß.

Im Geist sah ich jenen Pförtner vor mir gleich wie vor vielen Jahren. Eine stahlumränderte Brille vor den Augen, straffte er den Schusterdraht oder beklopfte mit einem harten Stein die Sohlen. Auch seine Frau sah ich im Geist wieder vor mir: dick und schwarzäugig, mit blassem Gesicht. Und wie damals verspürte ich den scharfen Geruch des Knoblauchs, den die Frau ebenso wie etwas Speck für das sich immer gleichbleibende Abendessen in kleine Stücke schnitt. Auch zog sie dicke Bohnen ab und wusch Reis.

Ich erinnere mich noch genau an den Namen des Pförtners: er hieß Battista. Aber wieso kam mir das alles plötzlich in den Sinn? Wo hatten sie sich verborgen gehalten, diese Erinnerungen? Ich hörte ihn sprechen: rauh und spärlich kamen die Worte aus seinem Munde. Honigsüß dagegen war ihre Stimme. Sie bat um Nachsicht für ihren Mann, der ein einfältiger Mensch wäre. Und er sagte nichts darauf, denn er war ein gehorsamer Mann

Zugleich war er Flickschuster. Die Sohlen, die er machte, waren berühmt durch ihre Dauerhaftigkeit und ihren festen Preis. Wenn man ihn herunterhandeln wollte, verdrehte Battista hinter den Brillengläsern die Augen, aber er sagte kein Wort. Statt seiner sprach die Frau. Mit sanfter Stimme erklärte sie, warum die neuen Sohlen unbedingt vier Lire kosten müßten. Während sie redete, straffte ihr Mann mit ernster Miene den Schusterdraht, das heißt, er machte ein kleines Loch mit der Ahle und nahm einen dicken Faden; er machte also gerade das Gegenteil von dem, was diejenigen Schuster tun, die ihre Kunden über das Ohr hauen. Und ebenso wie er im Preis nicht herunterging, schüttelte er den Kopf über die neuesten Schuhmodelle. Denn er war, wie seine Frau sagte, ein altmodischer Mensch.

Zur Vesperzeit, um fünf Uhr, neigte Herr Battista seinen grauen Schnurrbart und die wässerigen Augen über den mit Reis gefüllten Teller; dann nahm er zur Stärkung ein Viertel Barbera-Wein zu sich, jenen ausgezeichneten Piemonteser Rotwein, der wie Feuer in den Adern glüht: darauf spielte er mit seiner Frau Karten, wobei er eine kurze Pfeife rauchte. Um zehneinhalb Uhr schloß er ab, machte das Licht aus und legte sich schlafen. Dies alles tat er mit einfältiger Miene. Übrigens hatte er zwei Söhne in Amerika, die in recht guten Verhältnissen lebten.

*

Eines Tages kam die Frau ins Krankenhaus, wo sie operiert werden sollte. Doch bald darauf kehrte sie wieder nach Hause zurück und kochte ihrem Mann wie früher die Suppe. Nach einem Jahr mußte sie jedoch wieder operiert werden. Wenn man Battista traf und ihn fragte: „Wie geht es Ihrer Frau? so antwortete er: „Was weiß ich?" — „Besuchen Sie sie nicht?"

„Doch, aber nicht jeden Tag . . . Nur sonntags!" So antwortete er stets und spannte den Schusterdraht, während er von Zeit zu Zeit vor sich hin brummte: „Sie kommt nicht mehr zurück . . . sie kommt nicht mehr zurück."

Eines Sonntags traf ich ihn, als er gerade aus dem Krankenhaus kam. Er machte einen heiteren Eindruck und sagte: „Ob sie nun operiert wird oder nicht, ich nehme einen Wagen und hole sie nach Hause. Dann kann sie wenigstens in ihrem Bett sterben . . . Und wenn sie tot ist, kaufe ich ihr einen schönen Sarg . . ."

Doch die Ärzte beschlossen, sie zu operieren.

Ich kam zu jener Zeit zufällig einmal an der Pforte vorbei und sah, wie Herr Battista ruhig und bedachtsam irgend jemandem eine Menge Silbergeld auf den Tisch zählte. Es war für Bittgebete bestimmt, auf daß die Operation gut verliefe. Und tatsächlich nahm die Operation einen guten Verlauf. Aber zwei Tage später starb die Frau.

*

Battista machte nach wie vor seine Schusterarbeiten. Die Zeit verstrich und eines Tages sagte er: „Was soll ich tun? Gehen oder bleiben? Pförtner sein mag ich nicht länger. Und Flickschuster? Das lohnt sich nicht mehr. Die Leute, die sich Vorschuhe und neue Sohlen machen lassen, werden heutzutage immer weniger."

Seine Söhne schrieben ihm, er solle nach Amerika kommen. Das klang fast wie ein Befehl. Und Battista war willens, zu gehorchen.

Er sagte: „Ich fahre nach Amerika und werde dort wie ein feiner Herr leben."

Das Klopfen an der Pforte hörte auf. Man war seltsam berührt, wenn man sah, wie das große, ein wenig düstere und feuchte Zimmer, das sich hinter der Pforte befand, leerer und leerer wurde. Das breite Ehebett, die Kommode und ein Wandspiegel verschwanden, eines nach dem anderen. Zum Schluß blieben nur noch ein paar große Koffer übrig. Auch Battista war betroffen über den Anblick jenes ausgeräumten Zimmers, das den Eindruck eines leeren Grabes machte. Tagelang hielt er sich in diesem Zimmer auf. Er hatte dicke Wollsachen an, obgleich es Sommer war, und er trug ein feines Flanellhemd, wie jemand, der darauf vorbereitet ist, daß er stündlich abberufen werden könnte . . .

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß in Brasilien sommerliches Wetter wäre. Es sei daher gut, wenn er sich

mit leichten Anzügen versähe. Aber das war ihm gleichgültig. Er wollte nur wissen, ob es in Brasilien auch Barbera-Wein gäbe.

Schließlich reiste er ab. „Wir werden uns nicht mehr wiedersehen!" waren seine letzten Worte.

Mit sechzig Jahren fährt man nicht ungestraft über den Ozean: Tränen verschleierten die Augen des Alten.

Jedoch, er kehrte wieder in die Heimat zurück. Weil es dort drüben weder dicke Suppe noch Barbera-Wein gäbe, so behauptete er, wenn man ihn fragte. Insgeheim aber vertraute er mir an, die Ärzte hätten zu ihm gesagt, er leide an einer Krankheit, und wenn er sie heilen wollte, müßte er nach Mailand zurückkehren. Und diese Krankheit hieße? — „Heimweh!" rief ich aus. Er nickte.

Aber in Mailand befiel ihn dann ein anderes Leiden: Er konnte nicht schlafen und versuchte sich durch Barbera-Wein zu heilen. Und hieraus ersieht man, daß auch für ihn die Fäden zerrissen waren. Und so geschah es, daß dieser einfältige alte Mann überhaupt keine Ruhe mehr fand.

Er wollte seiner Frau nachfolgen, so sagte er.

„Und Ihre Söhne, Herr Battista?"

Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand: „Die Söhne . . . ja, die Söhne . . . solange sie klein sind, brauchen sie einen; später aber nicht mehr."

Und so schied er traurig von dieser Welt.

*

Wie kam es, daß ich mich plötzlich an dies alles erinnerte und Battista so deutlich vor mir sah? Und wie geschah es, daß ich die alten, stillen Häuser von Sant'Ambrogio wieder erblickte und jene Glocken läuten hörte, bimm bamm, bimm bamm, wie damals in der Morgendämmerung? Waren die Toten auferstanden?

Wer weiß? Vielleicht werden auch wir eines Tages auferstehen . . .

(Berechtigte Übersetzung von Emmi Pfeiffer.)

Hol' dich der Fuchs!

Tierskizze von A. Wöltis.

An einem schönen Maimorgen, als die Sonne durch blassen Dunst drang, der erste Amselschlag aus dem dichten Birkenbestande erklang und Tautropfen mit kaum hörbarem Klatsch von Blatt zu Blatt fielen, um die Zeit, da das Menschenvolk noch wohlig in den Federn lag, machte die alte Fasanenhenne: „trrr . . .", denn sie hatte etwas gesehen, was ihr mißfiel . . .

Aus dem Grase reckte der Hahn Knurr den Kopf. Er hatte Absichten auf die ehrbare Mutter. Von dem Wort Wilhelm Buschs: „Mickefett, es gibt Malheur; denn die Tante liebt nicht mehr" wußte er nichts. Die Henne sah sich ängstlich nach ihren acht Küken um, dann fuhr sie dem ungereimten Anbeter ins Gesicht. Federn stoben. „Hol' dich der Fuchs", dachte sie, als sie seine Hartnäckigkeit spürte. Da schoß es auch schon heran. Man konnte nicht mehr als einen roten Strich in dem hohen Gras erkennen, so tief duckte sich der Räuber. Es war Risch, der alte Fuchs. Er war eben von einer Nachtstreife heimgekehrt. Hunger hatte er nicht, aber seine Seele stak voll Mordlust, und so tötete er mehr, als er verzehren konnte. Wie er sich einen Zugang zu dem Fasanengehege verschafft hatte, wußte nicht einmal der Förster. Mit sicherem Griff packte er den armen Knurr beim Halse. Nur noch ein hilfloses Flügelschlagen, und es war aus.

Die Henne floh. Sie wußte gut, daß sie jetzt dran war. Eilig führte sie ihr kleines Völkchen in das dichteste Gestrüpp. Und als Risch ihr auch dort zu folgen drohte, stellte sie sich flügellahm und lockte so den Räuber von ihren Kindern ab. Kam Risch ihr zu nahe, so strich sie ab . . . Zuletzt gab er die Jagd auf. Er war so verdrossen, daß er sich nicht einmal um den ermordeten Knurr kümmerte. Sein Alter hatte ihn nicht sanfter gemacht, sondern nur seine Räuberinstinkte gesteigert.

Auf dem Wege nach dem nahen Fuhrenwalde stieß der Rote auf einen Junghasen. Laut kiffend trieb er ihn durch das Holz. Der kleine putzige Kerl schlug einen Haken nach dem andern. Es half ihm nichts. Risch blieb ihm auf den Fersen. Er trieb ihn so, daß der vor Angst fast irrgewordene Verfolgte gegen einen Baumstamm rennen mußte. Da griff die Vorsehung ein. Im ganzen Walde gab's allein einen, der keine Furcht vor Risch hatte. Das war „Böh", der starke Sechserbock, der zum Stammvater seines Geschlechts ausersehen war. Im ersten Schreck machte er zwar einen Luftsprung vom Stande aus, dann aber griff er unverzüglich mit Gehörn und Läufen den zurückprallenden Fuchs an . . . Der mordete aber nur da, wo es nicht an die eigene Haut gehen konnte, darum gab er Fersengeld. Böh schimpfte mächtig hinterdrein.

Bei der Einstellung des Räubers war es kein Wunder, daß sämtliches Getier im Walde und auf dem Felde ihn fürchtete und haßte. Sobald er seine nächtlichen Gänge antrat, war nichts vor ihm sicher. Ganz schlimm wurde es, als seine Fähe fünf wollige, dicke Welpen zur Welt brachte. Jetzt kannte seine Mordlust keine Grenzen. Rebhühner, Birkhühner, Hasen, Hamster und anderes Kleingetier häuften sich in erschreckender Weise in dem Fuchsbau. Die kleinen Füchse führten ein wahres Schlaraffenleben. Sie hatten mehr, als sie verzehren konnten.

Da vor allem Hühnerfleisch zu ihrer Speisekarte gehörte, stattete man dem Fasanengehege eifrig Besuche ab . . .

Am Rande des Waldes nisteten auf einer breitästigen Eiche ein paar bunte Häher. Eines der Jungen machte vorzeitige Flugversuche, flatterte plump zur Erde nieder und geriet in den Rachen von Frau Risch. Darüber erhoben Markwarts ein Geschrei. Sie verfolgten mit wüstem Kreischen die Räuber. Und Nebelkrähen, Elstern und Mandelkrähen schlossen sich ihnen an. Aus dem Besuch bei dem Fasanengehege wurde es an diesem Morgen nichts. Auch in den nächsten Tagen lärmte das gefiederte Volk noch nach Leibeskräften. „Jetzt fährt die rote Bande zu Bau", pflegte der Förster zu sagen, wenn er den Spektakel vernahm.

Trotz dieser Warnung vom Schicksal zog Risch nicht aus. Er verließ sich auf seine Klugheit und sorgte von nun an allein für die Familie. An das Gekläff im Dorfe hatte er sich allmählich gewöhnt. Trotzdem dehnte er seine Raubzüge bis in den Vormittag aus, wenn die Köter müde vor den Hütten schliefen. Das Getreide war bereits hochgeschossen und bot gute Deckung. Jedes Huhn, das sich zu weit vom Gehöft entfernte, war unfehlbar verloren. Es gab im Dorf viel Lärm. Mit großem Aufgebot trieb man den Wald ab. Wer diesen Rachezug verraten hat, steht nicht fest. So viel aber ist sicher, Rischens Bau wurde leer befunden. Und die Räubereien nahmen immer größeren Umfang an. Der alte Rüde steckte mit seiner Bande im Korn, nahe beim Dorf.

Ein Gemeindebefehl verbot, die Hühner am Tage herauszulassen. Nun war über Risch und Familie die Blockade verhängt. Drei Tage hielten sie es aus. Dann war ein weiterer Umzug unvermeidlich. Er ging in der Morgenfrühe vor sich.

Am Waldrand ruhte auf einer eingesprengten Wiese ein Schmaltier und sonnte sich friedlich. Risch schlich herzu. Er fühlte sich dem zarten Wesen gewachsen. Im Nu hatte er es bei der Drossel. Das Tierchen schreckte laut. In seiner Mordgier hatte Risch aber übersehen, daß Böh in der Nähe stand. Mit ungeheurer Wucht nahm der seinen Erbfeind an. Die Spitzen des Gehörns drangen Risch tief in den Leib. Ihm wurde hundeelend zu Mute . . . Und als nun gar Böh mit den Vorderläufen auf ihn losschlug, gab er den Kampf auf und schleppte sich mühsam nach dem Walde . . .

Am nächsten Tage gab's unter dem Vogelvolk einen gefährlichen Lärm. Der Förster untersuchte die Stelle. Da lag Risch. Er hatte die Lefzen leicht angezogen, als grinse er noch im Tode hämisch über die dummen Hunde und das armselige Menschenpack.

Die Jungfüchse waren verschwunden. Möglich, daß die alte Fähe sie fortgeführt hat. Lange Zeit holte niemanden des Waldvolks der Fuchs.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.